

Vortrag gehalten am 4.7.07 vor den Mitgliedern des VDS Berlin/Potsdam

Hans Joachim Meyer

Sprechen Patrioten Deutsch?

Das ist gewiss ein merkwürdiger Titel. Denn was er aussagt, ist eine Selbstverständlichkeit. Jedenfalls kann man sich schwer vorstellen, dass jemand ein Patriot sein kann, der nicht einmal die Sprache jenes Landes spricht oder sprechen will, das zu lieben er behauptet. Freilich sind wir damit schon bei dem Punkt, den ich mit diesem Titel treffen wollte. Denn wer sagt heute in Deutschland, dass er dieses Land liebt, und wer wagt dies zu sagen? Die Erinnerung an den tiefen Fall Deutschlands in der Zeit des Nationalsozialismus hat uns vorsichtig gemacht. Gustav Heinemann soll einmal auf die Frage, ob er Deutschland liebe, geantwortet haben, er liebe seine Frau. Wahr ist gewiss, dass, wenn man sagt, man liebe sein Land, und man darüber die Geschichte nicht vergisst oder verdrängt, man auch hinzufügen muss, dass dies eine leidende Liebe ist. Noch stärker wird der innere Widerspruch wohl, wenn jemand sagt, er sei stolz, ein Deutscher zu sein. Denn ein solches Wort ist nur zu ertragen, wenn derjenige hinzufügt, es gäbe übergenug, sich auch dieses Landes zu schämen. Kann man darum auch kein Patriot sein? Ich meine, der ehrwürdige Begriff des Patriotismus drückt in Bezug auf das Land, zu dem man sich bekennt und um das man sich sorgt, stets beides aus: die Liebe und das Leid; den Stolz und die Scham.

Eine Erklärung für meinen Vortragstitel ist das noch nicht. Denn dieser hat nur Sinn, wenn ich bekenne, dass er ein halbes Plagiat ist. Angeregt dazu wurde ich nämlich von Robert Birnbaum, der vor einiger Zeit im Tagesspiegel einen Kommentar veröffentlicht hat unter dem Titel „Patrioten singen nicht“. Angriffspunkt seines Kommentars war die Forderung der CDU, die deutsche Nationalhymne häufiger gemeinsam zu singen und sie auch den jungen Leuten in der Schule beizubringen. Dies ist, wie natürlich auch Leute wie Birnbaum wissen, in fast jedem Land der westlichen Welt eine Selbstverständlichkeit. Und auch nur das Wissen darum erklärt seinen merkwürdigen Kommentartitel, wenn auch irgendwie gewunden und vertrackt.

Seinen Sinn erhält diese Kommentarüberschrift nur im bundesdeutschen Kontext. Und auch das wiederum nur um mehrere Ecken herum. Denn in weiten Teilen der bundesdeutschen Intelligenz herrscht ja die Meinung vor, jede Art von Gemeinschaftsbindung und Gemeinwohlverpflichtung sei freiheitsgefährdend und passe nicht in das Zeitalter von Selbstverwirklichung und Individualismus. Erst unlängst konnte man in der gleichen Zeitung lesen, gemeinschaftliches Singen erinnere an die Nazizeit. In der Tat hat diese absurde These der 68iger und ihrer geistigen Erben der deutschen Musikkultur und ihrer Verwurzelung in der deutschen Gesellschaft schweren Schaden zugefügt. In Deutschland erhält diese Art von individualistischer Gemeinschaftsaversion noch eine höhere Weihe dadurch, dass ebenfalls im Gefolge der 68iger jede Distanzierung von Deutschland und den Deutschen zum Ausweis demokratischer Gesinnung erhoben wurde. Ein Hamburger, Bayer, Schaumburg-Lipper und natürlich ein Europäer, aber bitteschön kein Deutscher zu sein, wurde unter bundesdeutschen Akademikern und Intellektuellen schick. Dass die deutsche Einheit ein Anschlag reaktionärer Kräfte auf den europäischen Frieden sei, galt jedenfalls vor 1989/1990 im öffentlich-rechtlichen Fernsehen der Bundesrepublik als eine ausgemachte Sache. Und noch heute höre ich das Brüllen, Schreien und Pfeifen, mit dem im November 1989 kurz nach dem Mauerfall auf der Kundgebung vor dem Schöneberger Rathaus der Gesang von „Einigkeit und Recht und Freiheit“ übertönt wurde. Alles dieses und vieles mehr habe ich nicht vergessen, will ich nicht vergessen und werde ich nicht vergessen.

Andererseits ist dies ein Land im Wandel, auch im Verhältnis zu sich selbst, allerdings unter Mühen und gegen große Widerstände. Die Globalisierung stellt uns unausweichlich vor die Frage, wer wir künftig sind und sein wollen – Menschen mit einer erkennbaren Identität oder ununterscheidbare Tröpfchen im globalen Meer der englischen Sprache und der amerikanischen Lebensweise. Das entgeht natürlich auch Robert Birnbaum nicht, der ja fraglos ein intelligenter und gebildeter Mann ist, und so versieht er seine tief sitzenden Affekte gegen Deutsches und Gemeinsames mit so etwas wie Sympathie für Patriotismus. Man könnte auch sagen, er posiert mal ein bisschen als Patriot, zu dessen Selbstverständnis es aber gehört, das Singen der Nationalhymne als Ausdruck von Patriotismus für überholt zu halten. Dem Kritisierten ein Stück seiner Motivation zu bestreiten, ist ja eine erprobte Argumentationsfigur.

Ich habe diesen Kommentartitel als Aufhänger gewählt, weil man über das Verhältnis der Deutschen zu ihrer Muttersprache redlich nur im Zusammenhang mit unserer neueren Geschichte sprechen kann. Damit meine ich nicht, die Haltung zu unserer Sprache und die Haltung zu unserer Geschichte seien identisch oder dass eine sei von dem anderen ableitbar. Dafür ist die Wirklichkeit viel zu komplex. Dennoch ist es berechtigt, auf Grundtendenzen im öffentlichen Diskurs hinzuweisen, in dem man Fragen stellt. Und meine Frage lautet: Wie meint man, sich in der vorherrschenden veröffentlichten Meinung überzeugend als demokratisch, liberal, tolerant und weltoffen zu erweisen – in dem man sich als Deutscher zu seinem Land bekennt oder in dem man sich von Deutschland und den Deutschen distanzierst? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Ganz überwiegend erreicht man die gewünschte weltbürgerliche Beleuchtung, in dem man sich in irgendeiner Weise von Deutschem distanzierst.

Nun weiß ich wohl, dass man mit einer Gegenfrage antworten könnte, nämlich mit der Frage, zu was für einem Deutschland ich mich denn bekennen will. Eine berechtigte Frage. Und wenn uns etwas Wichtiges und Bedeutsames von den anderen Nationen der westlichen Welt unterscheidet, dann ist es dieses: Dass man diese Frage stellen muss. Denn das ist die Last unserer Geschichte, der wir uns nicht entledigen können und nicht entledigen dürfen. Es hat eine Zeit in der Geschichte gegeben, in der von Deutschen und im Namen Deutschlands die Geschichte der Freiheit und der Menschlichkeit widerrufen, der II. Weltkrieg entfesselt und in großer Zahl empörende Verbrechen an der Menschheit begangen wurden. Dazu gehört die systematische Unterdrückung und Vernichtung der Juden in Deutschland und Europa. Die Deutschen, die der nazistischen Diktatur widerstanden oder sie aktiv bekämpften, waren das andere Deutschland. Erst die Niederlage des von den Nazis beherrschten Deutschlands gab diesem anderen Deutschland wieder die Chance zur Freiheit.

Die Nazidiktatur war kein notwendiges Ergebnis der deutschen Geschichte, aber sie hatte in dieser ihre Wurzeln. Es ist wahr, dass es in der Geschichte aller westlicher Länder widerstreitende Traditionen und Tendenzen gab und gibt. Aber in Deutschland konnten die Feinde der Freiheit zur Herrschaft gelangen, mit schrecklichen Folgen für Europa und die Welt. Daher können wir der Frage nicht ausweichen, welches Deutschland wir wollen. Meine Antwort lautet: Ich bekenne mich zum freiheitlichen Deutschland, genauer gesagt, zur Freiheits- und Humanitätstradition der deutschen Geschichte. Für jeden, der nicht dem Hochmut verfallen ist, er könne und dürfe die Vergangenheit nach dem Maßstab seiner beschränkten Gegenwartsauffassung beurteilen, kommt da an Erinnerungswertem viel zusammen: Der deutsche Beitrag zur europäischen Universität und zum europäischen Humanismus, die Reformation Martin Luthers (wie ich auch als Katholik sage), der Bauernkrieg, die deutsche Aufklärung, die Weimarer Klassik, die großen Leistungen in der Philosophie, die Stein-Hardenbergschen Reformen, die Befreiungskriege, die freiheitliche Studentenbewegung und die kritische Literatur des Vormärz, das Hambacher Fest, die

Revolution von 1848/49, das Entstehen freiheitlicher Parteien und der Aufstieg der deutschen Arbeiterbewegung, die Revolution von 1918 und die Weimarer Reichsverfassung, die freiheitlichen und verfassungstreuen Kräfte in der Weimarer Republik, der deutsche Widerstand gegen die verbrecherische Naziherrschaft und die deutsche Emigration, die erfolgreiche zweite deutsche Demokratie in der Bundesrepublik, der revolutionäre Herbst 1989 in der DDR und die deutsche Wiedervereinigung, Deutschlands Beitrag zum sich vereinigenden Europa.

Das ist zwar eine lange, aber gleichwohl unvollständige Liste. Eigentlich sind es nur Beispiele. Jedenfalls kann kein Zweifel daran bestehen, dass die deutsche Freiheits- und Humanitätstradition eine kräftige Richtung in der deutschen Geschichte darstellt und sie überdies das Selbstverständnis der westlichen Welt maßgeblich mitgeprägt hat. Da sollte es doch eigentlich auch selbstverständlich sein, dass sich das politische und intellektuelle Deutschland als Erbe und Fortsetzerin dieser Tradition begreift und darauf sein Selbstbewusstsein begründet. Statt dessen gab und gibt es namhafte Stimmen, die den Standpunkt vertreten, die Bundesrepublik müsse im Bewusstsein der Schande von Auschwitz verwurzelt sein.

Nun kann es keinen Zweifel darüber geben, dass das, was in Auschwitz durch Deutsche und im Namen Deutschlands geschah, eine unauslöschliche Schande im Buch der deutschen Geschichte ist. Aber worin besteht diese Schande? Sie besteht im Verrat am Grundverständnis von Menschlichkeit und Freiheit, das der westlichen Zivilisation gemeinsam ist und zu dem die deutsche Freiheits- und Humanitätstradition einen wesentlichen Beitrag geleistet hat. Es besteht also kein Grund, zu dieser Tradition der deutschen Geschichte auf Distanz zu gehen und Auschwitz in den Mittelpunkt zu rücken. Wenn es dennoch getan wird, dann muss man fragen: Warum? Die Wirkung besteht jedenfalls darin, die ganze deutsche Geschichte unter den Schatten des Verdachts von Unfreiheit zu stellen. Ist dies auch die Absicht? Und was sind die Folgen für unser Land?

Mir drängt sich der Gedanke auf, dass ein Zusammenhang besteht zwischen der grundsätzlichen Distanzierung von Deutschland und der zunehmenden Tendenz in den öffentlichkeitsbestimmenden und meinungsmachenden Kreisen Deutschlands, sich von der deutschen Sprache demonstrativ zu verabschieden. Dass diese Tendenz besteht und zunimmt, bedarf keines Beweises. Man braucht nur mit offenen Augen durch die deutsche Hauptstadt zu gehen, man braucht nur Zeitungen zu lesen und Vorträge zu hören, man braucht nur einen Blick auf das wissenschaftliche und kulturelle Leben dieses Landes zu werfen, um auf das Wesen dieser Tendenz gestoßen zu werden: Alles, was neu, innovativ, modern, kreativ, jugendgemäß, poppig ist oder sein soll, wird englisch ausgedrückt oder englisch benannt. Damit wird zugleich die Geringschätzung der deutschen Sprache signalisiert. Das gilt für Friseure und Tankwarte genau so wie für Kunstwerke oder Verbrauchsprodukte und nicht minder für neue Bildungsstätten und wissenschaftliche Einrichtungen.

In einem Prospekt über die Umgestaltung des Hamburger Hafens lese ich, eine dort neu zu errichtende Grundschule hätte zusätzliche Funktionen „im Sinne eines Community Knowledge Centers“ (man beachte bei diesem völlig überflüssigen englischen Terminus den deutschen Genitiv). Im gleichen Prospekt wird an einer anderen Stelle von einem „Science Center“ gesprochen. In einem Bewertungsbericht der Leibniz-Gemeinschaft für das Römisch-Germanische Zentralmuseum wird gefordert, „auch die Forschungsmethoden im Sinne eines Public Understanding of Research“ zu präsentieren. Der Satz ist übrigens ein Musterbeispiel für schlechtes Deutsch, denn was soll das überhaupt heißen?

Sachgebiete, die maßgeblich von Deutschland begründet und geprägt worden sind, wie z.B. Denkmalschutz und Denkmalpflege, erscheinen plötzlich im englischen Gewande. So gibt es

in Sachsen-Anhalt ein interdisziplinäres „Cultural Heritage Network“. Und die Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, übrigens eine der ersten Universitäten, an denen deutsche Vorlesungen gehalten wurden, vergibt so etwas Schönes wie den „Master of Science in Heritage Management“ und ist darauf auch noch stolz. Als Anglist halte ich das übrigens für sprachlich falsch. Warum ist „impact factor“ besser als „Zitierhäufigkeit“ oder warum ist benefit sharing besser als „mit beiderseitigem Vorteil“? Unsere Verlautbarungssprache wimmelt nur so von aufgeblasenen Ausdrücken wie bench marking, best practice und best of. Welche wohltätige Wirkung auf die gesellschaftliche Gleichstellung von Mann und Frau mag man sich von einem so sinnlosen Ausdruck wie gender mainstreaming versprechen, ganz abgesehen davon, dass die dahinter stehende Behauptung, jede Geschlechterdifferenz sei nur sozial und kulturell bedingt, höchst fragwürdig ist? Ob Demonstrationen von links oder Demonstrationen von rechts – zu englischen Losungen greifen beide Richtungen.

Man kann dieser Tendenz sogar auf Kirchen- und Katholikentagen begegnen. Aus dem Leitwort des 1. Ökumenischen Kirchentages „Ein Segen sein“ machten kirchliche Jugendfunktionäre „Be a Blessing“ und aus dem Leitwort des darauf folgenden Ulmer Katholikentages „Leben aus Gottes Kraft“ wurde „God: the Power“. Wobei im letzteren Fall unklar blieb, ob die Assoziation mit einer bekannten Getränkewerbung Zufall oder Absicht war. Für die meisten Werbefuzzis gilt der Gebrauch des Englischen ohnehin als selbstverständlich.

So ist ein Trend entstanden, der gleichermaßen das Handeln vieler Einzelner und die offen oder verdeckt verfolgte Strategie von Mächtigen in der Wirtschaft wie in der Wissenschaft umfasst. Bekanntlich gibt es Unternehmen, die ihre deutschen Mitarbeiter in Deutschland dazu zwingen, für die berufliche Arbeit Englisch zu verwenden. Vergleichbares gilt für weite Bereiche der Wissenschaft. Zugleich werden die deutschen Universitäten, die immerhin zu den ältesten und angesehensten der Welt gehören, von der Politik dazu angehalten, englische Grade zu verleihen. Der Widerstand dagegen ist eher gering. Im Gegenteil: Die Universitäten wetteifern inzwischen darum, wer seinen Einrichtungen und Studienangeboten schneller englische Bezeichnungen gibt. Die neueste Narretei ist zweifellos die Idee, in Berlin eine Superuniversität mit der Bezeichnung Berlin Research University zu gründen, und dies mit der haarsträubenden Begründung, so in Berlin eine international sichtbare Wissenschaftsinstitution zu schaffen. Als wenn die Humboldt-Universität, die Technische Universität und die Freie Universität nicht durch ihre je eindrucksvolle Geschichte und nicht zuletzt durch ihren Beitrag zum Begriff der Universität international hoch angesehen wären. Nun konnte man zwar in den Zeitungen Einwände gegen diesen neuen Fall von Fusionitis lesen, aber niemand kam auf die Idee oder hatte den Mut, Kritisches zu diesem Namen zu sagen. Genau einen Tag vorher las ich in der Zeitung, das für Berlin geplante zentrale Institut für Hochschuldidaktik solle „Berlin Institute of Professional Teaching in Higher Education“ heißen. Nicht selten fragen Ausländer, die Deutschland und seine kulturellen und wissenschaftlichen Leistungen kennen, ob wir Deutschen verrückt geworden sind.

Nun weiß ich durchaus, dass es gegen diesen schäbigen Abschied der Deutschen von ihrer Sprache auch wachsenden Widerstand gibt. Was jedoch nach wie vor das öffentliche Bild beherrscht, ist die Abwehr dieses Widerstandes, ja, jedweder Kritik an dieser Entwicklung. Diese Abwehr reicht von der Beschwichtigung über die Verächtlichmachung bis zum Vorwurf des Nationalismus. Im Folgenden will ich dafür drei typische Beispiele vorführen.

Das erste Beispiel stammt wiederum aus dem Tagesspiegel (21. 3. 2007). Unter der Überschrift „Politischer Eilmampf“ mit dem bezeichnenden Untertitel „Ihr bösen Teutschen: Wieder einmal soll unsere Sprache sauber bleiben“ führt Moritz Schuller Zusammengelesenes aus der Sprachgeschichte spazieren mit dem einzigen Zweck, jene lächerlich zu machen, welche dem hemmungslosen Übergang zum Englischen entgetreten. Dass er dabei mit

keinem Wort auf das eigentliche Problem, nämlich auf die systematische Entwertung des Deutschen, eingeht, sondern, wie schon aus seiner Überschrift deutlich wird, behauptet, hier ginge es nur um Purismus, entspricht ganz dem gängigen Argumentationsmuster dieser Leute. Sie reduzieren den Streitpunkt auf den Sinn oder Unsinn der Übernahme von Fremdwörtern aus dem Englischen und wollen nicht verstehen, dass es um die Ersetzung des Deutschen als Ausdruck von Neuem und Interessantem geht. Das eigentliche Motiv von Moritz Schuller scheint es zu sein, sich von allem zu distanzieren, was nach einem Eintreten für die deutsche Sprache aussieht. Denn offenbar gehört er zu jenen Leuten, die sich dazu erzogen haben, bei allem, was deutsch klingt oder riecht, die Pusteln zu bekommen. Seine wahre Einstellung zur deutschen Sprache lässt er uns denn auch am Schluss seines Artikels wissen: „Wenn also wirklich zwei Drittel der Deutschen so eindrucksvoll Englisch sprechen, wäre dann das Ziel einer problemlosen Verständigung nicht schneller erreicht, wenn das verbliebene Drittel auch noch Englisch lernte?“

Schullers Text demonstriert beispielhaft eine weitverbreitete Haltung unter deutschen Akademikern und Intellektuellen zur deutschen Sprache: Ihr überragendes Motiv ist, zu allem, was mit Deutschland zusammenhängt, kritische Distanz zu halten. Und das gilt natürlich auch für die deutsche Sprache. Ihre Methode ist fast immer die gleiche. Man nutzt die deutsche Sprachgeschichte als Fundort für geeignete Beispiele, um jene, die sich um die deutsche Sprache sorgen, lächerlich zu machen. Dass dies ein selektiver und also entstellender Umgang mit der deutschen Sprachgeschichte ist, stört sie nicht. Die Geschichte dient ihnen ja auch sonst als Steinbruch für Wurfgeschosse.

Das zweite Beispiel ist ein Essay von Martin Haller im SWR2, der am 13. 3. 2007 gesendet wurde. Hier wird ungleich mehr an Kenntnis und Bildung aufgeboten als in Schullers Zeitungsschlenker, aber die Methode ist die Gleiche: Die eigentliche Herausforderung wird nicht gesehen, weil man sie nicht sehen will. Stattdessen wird alles auf die Frage reduziert, ob Fremdwörter gefährlich sind, so dass man sich über die Puristen lustig machen kann. Aber dabei belässt es Haller nicht. Denn, so stimmt er seine Zuhörer schon gleich zu Beginn in der rechten Weise ein:

„Während die Fremdwörter von ihren Freunden als multikulturelle Bereicherung und Erweiterung eines bornierten deutschen Sprach- und Denkhorizonts begrüßt werden, sind sie für ihre Gegner Zielscheibe nationalistischer Ressentiments und latent rassistischer Reinheitsfantasien.“

Damit ist die Blickrichtung vorgegeben, in der die deutsche Sprachgeschichte gesehen wird. Wobei schon erheiternd ist, wie Haller sich müht, auch Leibniz und Herder, trotz ihres Eintretens für die deutsche Sprache, in dieses Bild hineinzubiegen. Lessing erwähnt er gar nicht erst. Aber dafür sind ihm puristische Exzesse während der Nazizeit höchst willkommene Belege, obwohl er an Viktor Klemperers Bemerkung über die Vorliebe der Nazis für „volltönende“ Fremdwörter nicht vorbeikommt. Das hindert ihn jedoch nicht daran, einerseits jeden Ausdruck von Sorge und jedes Bemühen um die Ausdruckskraft der deutschen Sprache auf Purismus zu reduzieren und andererseits diesen Purismus mit borniertem Nationalismus gleichzusetzen. Die Dialektik der Geschichte wird zu einem simplen Schwarz-Weiß-Bild verfälscht, so dass sich gar nicht erst die Frage stellt, was z.B. nach dem Dreißigjährigen Krieg aus der deutschen Sprache geworden wäre, wenn sich nicht neben den Sprachgesellschaften vor allem große Gelehrte, Dichter und Philosophen wie Leibniz, Wolff, Thomasius, Lessing und schlechthin die deutsche Klassik für die deutsche Sprache gegen die Übermacht des Latein und des Französischen gewehrt hätten. Bekanntlich hatten diese Sprachen wie heute das Englische ihre unkritischen Anhänger in der akademischen und politischen Elite. Man denke doch nur an die borniert arrogante und natürlich in Französisch geschriebene Schrift Friedrich II. von Preußen „De la litterature allemande“ von 1780. Von

dem Hallenser Mathematiker und Philosophen Christian Wolff, der zu den ersten gehörte, welche deutsche Vorlesungen hielten und deutsche Lehrbücher schrieben, stammen z.B. folgende Sprachschöpfungen: Anmerkung, Aufgabe, Ausnahme, Aussage, Begriff, Eigenschaft, Einbildungskraft, Erklärung der Sache, Worterklärung, Grundsatz, Lehrsatz. (Siehe dazu Winfried Thielmann, Alltagssprachen als wissenschaftliche Ressource, und Ulrich Ricken, Christian Wolff und die Wissenschaftssprache der deutschen Aufklärung) Von solchen Beispielen wollen heute die Verächter der deutschen Sprache und die Verfälscher ihrer Geschichte natürlich nichts wissen.

Unlängst hatte ich die Gelegenheit, die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften an die dringende Ermahnung ihres Gründers, Gottfried Wilhelm Leibniz, an die Deutschen zu erinnern, doch ihre Sprache zu achten und zu pflegen, weil „die Sprache ein rechter Spiegel des Verstandes“ ist und ein „Behältnis der Wissenschaft“. Darum teilte Leibniz auch nicht die Meinung, „man solle sich mit der Verbesserung der Sprache nicht aufhalten, und nur auf die Sache selbst geben.“ Und obwohl er, wie er sagt, „keinem über ein Fremdwort, so (es) wohl zu passe kommt, den Prozess machen (will),“ ist er doch entschieden gegen „das ungereimte unnötige Einflicken ausländischer und auch nicht einmal verstandener Worte“ und „Redarten“. Denn, so schreibt dieser weltoffene Geist und Meister mehrerer Sprachen: „Besser ist ein Original von einem Deutschen als eine Kopie von einem Franzosen...“ Was, so fragt sich auch der Anglist, würde Leibniz wohl zu der wachsenden Zahl amerikanischer Kopien sagen, die ihm heute in der deutschen Wissenschaft und an den deutschen Universitäten begegnen?

Noch drastischer äußert sich Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie:

„Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die untertänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenseits dem Rheine kömmt, ist schön, reizend, allerliebste, göttlich; lieber verleugnen wir Gesicht und Gehör, als dass wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingele von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im geringsten an der Superiorität zu zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem, was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Anteile erhalten hat.“

Ersetzen Sie „Franzosen“ durch „Amerikaner“ und nehmen Sie noch die eine oder andere zeitgenössische Adaption vor und Sie haben einen aktuellen Text, der freilich nicht im vorherrschenden Trend liegt.

Wer diese Konflikte und ihre geschichtlichen Ergebnisse übersieht oder gar leugnet, kann natürlich auch nicht begreifen, dass im Zeitalter der globalen Vorherrschaft des Englischen die sprachliche und kulturelle Vielfalt der Menschheit nur dann bewahrt werden kann, wenn man sich dafür einsetzt. Statt dessen hält Haller es für richtig, den VDS als „krudes Gemisch aus Antiamerikanismus, alteuropäischen Hochmut und einem ‚gesunden Patriotismus‘“ zu charakterisieren.

Mein drittes Beispiel liefert mir Klaus Reichert, der Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt und unbestreitbar ein angesehener Philologe und anerkannter Shakespeare-Übersetzer. Er repräsentiert die insbesondere in akademischen Kreisen verbreitete Neigung zur Beschwichtigung, die sich über die lärmende Unaufgeklärtheit von beunruhigten Kleingeistern zu erheben glaubt. Unlängst war zu lesen, dass der Präsident eben jener Institution, der die deutsche Sprache in besonderer Weise

anvertraut ist, meint, zu mehr Gelassenheit bei der Pflege der deutschen Sprache aufrufen zu sollen. Man dürfe die Sprache nicht unter eine Käseglocke stellen. „Eine Sprache, die sich abschottet, die das Deutsche nur behüten will, wird irgendwann steril und stirbt ab.“ Nun kenne ich keinen, der die deutsche Sprache unter eine Käseglocke stellen will. Vielmehr scheint es sich bei dieser Aussage um einen Fall von massiver Realitätsverweigerung zu handeln. Auf die Tendenz vieler Deutscher, das Englische zur Sprache der Moderne und der Zukunft zu machen, geht Reichert mit keinem Wort ein. Was dagegen bei einem Meister der deutschen Sprache, der er – trotz des missglückten Bildes von der Käseglocke – zweifellos ist, auffallen muss, ist, dass in seiner Formulierung es „die Sprache“ ist, die „das Deutsche nur behüten will“.

Damit kommen wir neben dem Lächerlichmachen der Sorge um die deutsche Sprache aus einer Haltung der Gleichgültigkeit und der bewussten Distanz heraus (wie bei Moritz Schuller) und der Reduktion der deutschen Sprachgeschichte auf skurrile Beispiele für Purismus, der auf Nationalismus hindeute (wie bei Martin Haller) zum dritten Argumentationselement jener, die jede Sorge um die Zukunft der deutschen Sprache ablehnen. Und das ist ihre sprachtheoretisch wie sprachgeschichtlich völlig abwegige Behauptung, bei der Sprache handele es sich um eine Art von Organismus, der für sich selber Sorge. Reichert meint nämlich offenbar, die Sprache werde die Dinge, die sie gebrauchen könne, aufnehmen oder sie werde sie abstoßen.

Nun gibt es gewiss in der Sprachgeschichte so etwas wie den Trend zur Regulierung und Vereinheitlichung, etwa wenn englische Fremdwörter der deutschen Flexion unterworfen werden. Aber ganz abgesehen davon, dass dem auch immer ein Trend zur Regelaufhebung und Vereinzelung entgegenwirkt, gibt es in den Sprachen in Bezug auf Wörter keine sprachimmanenten Mechanismen der Aufnahme und Abwehr, wie an jeder Mischsprache gezeigt werden kann. Auch das Englische mit seiner germanisch-romanischen Mischlexik zeigt eine hohe Bereitschaft zur Aufnahme fremdsprachiger Wörter, zugleich aber eine starke Tendenz zur Konzentration des alltäglichen Wortschatzes auf Wörter germanischer Herkunft, die darum oft hochpolysem sind, also mehrere Bedeutungen haben, aus denen dann mit Hilfe des Kontextes ausgewählt wird. Welche Wörter, Begriffe und Ausdrücke in eine Sprache übernommen und verwendet werden, entscheidet jedoch nicht die Sprache, sondern der Sprecher, genauer gesagt die Sprechergemeinschaft. Und diese tut es im Konflikt. Entscheidend ist also, welcher Gebrauch sich in der Sprechergemeinschaft durchsetzt und welcher aufgegeben wird. Wer also abwiegelt und den Konflikt für überflüssig hält oder ihn leugnet, in dem er in ihn in einen offenbar als autonom angesehenen Organismus Sprache hineinverlegt, der unterstützt in Wahrheit die neue Tendenz im Sprachgebrauch. Faktisch unterstützt er jene, welche die Sprache verändern oder verdrängen wollen. Und genau dies ist ja auch die praktische Wirkung der Argumente der Herren Schuller, Haller und Reichert. Faktisch ermuntern sie jene, die das Deutsche durch das Englische ersetzen, und bezeichnen jene, die das nicht wollen, als beschränkt und nationalistisch. Deutschtümelei ist für solche Leute das allgegenwärtige Totschlagsargument.

Was überraschen muss, ist, dass solche Argumentationsfiguren von weiten Teilen der deutschen Öffentlichkeit unbesehen hingenommen werden. Denn sie sind ihrem Wesen nach irrational. Dass sich jede Art von historischer Entwicklung konfliktiv, d.h. in Gegensätzen und Widersprüchen vollzieht, wird heutzutage kaum noch ernsthaft bestritten. Wer also die Sprachgeschichte auf erfolglose Versuche ihrer puristischen Verhinderung reduziert, verfälscht sie und nimmt insgeheim Partei. Das wird jedoch durch die Behauptung verschleiert, die Sprache würde selbst entscheiden, was sie aufnimmt und was sie ausscheidet. Dass man im öffentlichen Diskurs mit einem solchen mystischen Unsinn durchkommt, kann ich mir wiederum nur dadurch erklären, dass der wahre Grund für den Erfolg solcher Thesen

ein ganz anderer ist: Bei der Haltung zur deutschen Sprache geht es tatsächlich um unsere Haltung zu Deutschland und seiner Geschichte.

Wer, so muss man fragen, hätte aber ein Recht dazu, sich aus geschichtlichen Gründen von der deutschen Sprache abzuwenden. Doch wohl jene, die vom verbrecherischen Naziregime verfolgt wurden. Was diese jedoch häufig auszeichnete, war der Anspruch auf die deutsche Sprache, die sie den Verderbern Deutschlands eben nicht überlassen wollten. Ein herausragendes, aber keineswegs das einzige Beispiel sind die Rundfunkreden Thomas Manns während des Krieges. Ich kann die Haltung der Nazigegner und der von den Nazis Verfolgten zur deutschen Sprache hier nicht ausführlich würdigen, aber ich will doch an den Schluss drei Beispiele stellen. Es handelt sich in allen drei Fällen um Juden, die der Vernichtung durch die Nazis mit knapper Not entgangen sind. Das bekannteste Beispiel ist Marcel Reich-Ranicki. Gewiss würde er sich nicht als deutschen Patrioten betrachten, aber dass die deutsche Sprache und die deutsche Literatur seine Heimat sind, hat er wiederholt gesagt und geschrieben. Und bekanntlich hat er Bundespräsident Horst Köhler zum Gebrauch des Deutschen in der israelischen Knesset ermutigt, damit er sich auf diese Weise zur deutschen Freiheits- und Humanitätstradition bekenne.

Das zweite Beispiel fand ich wiederum im Tagesspiegel, und zwar in dessen Sonntagsbeilage vom 13. Mai 2007. Diese brachte ein Interview mit Thomas Buergenthal, heute 73, der als Kind deutsch-jüdischer Eltern ins Konzentrationslager kam, dies überlebte, 1951 in die USA ging und dort Jura studierte und der heute Richter am Internationalen Gerichtshof in Den Haag ist. Der Anfang des Interviews lautete wie folgt:

Frage:

Herr Buergenthal, ist es Ihnen recht, wenn wir dieses Gespräch auf Deutsch führen?

Antwort:

Ja, natürlich, oder glauben Sie, mein Deutsch sei nicht mehr gut genug?

Frage:

Ihr Deutsch ist ausgezeichnet, aber es ist die Sprache derer, die ihren Vater ermordet haben.

Antwort:

Es ist auch die Sprache meiner Mutter. Und ich lasse mir doch von den Nazis meine Muttersprache nicht wegnehmen.

Das bedarf wohl keines Kommentars.

Und nun mein drittes Beispiel: Als im Jahre 2003 der damals achtzigjährige Publizist und Schriftsteller Ralph Giordano, ein Überlebender des Holocaust, mit dem Leo-Baeck-Preis geehrt wurde, nutzte er seine Dankesrede, um auf eine Frage zu antworten, die ihm vor einem halben Jahrhundert Leo Baeck selbst gestellt hatte: Ob er in Deutschland bliebe und wenn ja, warum er in Deutschland bliebe? Ralph Giordano nannte drei Gründe, warum er in Deutschland geblieben ist: Die Dankbarkeit gegenüber seinen Rettern; die Erkenntnis, dass die Gefahr des Nationalsozialismus noch nicht gebannt war, und seine Entschlossenheit, mit ganzer Kraft dagegen zu kämpfen; und seine Liebe zur deutschen Sprache. Es war tief bewegend, diesen Mann, den die Nazis als Kind aus dem deutschen Volk ausgeschlossen, ja, dem sie sein Menschsein aberkannt hatten, den sie fast zu Tode brachten und dem nur ganz wenige Deutsche den Mut gehabt hatten zu helfen, davon sprechen zu hören, wie er mit allen Fasern seiner geistigen Existenz an dieser Sprache hängt und auch als junger Mensch nach 1945 von ihr nicht lassen konnte.

Lag es an meiner mangelnden Aufmerksamkeit, dass ich im deutschen Feuilleton von dieser Rede nichts gefunden habe? Oder wussten die zur Berichterstattung entsandten Journalisten mit diesem Bekenntnis nichts anzufangen? War es ihnen vielleicht sogar peinlich? Dass diese

Rede wie ein Fremdkörper im deutschen Blätterwald gewirkt hätte, ja, wie ein Vorwurf – das ist freilich eine traurige Wahrheit.

An den Anfang hatte ich eine ziemlich steile These gestellt. Denn natürlich kann man das Verhältnis zur deutschen Sprache nicht darauf beschränken, ob jemand ein deutscher Patriot ist oder nicht. Das lässt schon die deutsche Geschichte nicht zu, und zwar nicht nur die bitteren und beschämenden Erinnerungen an die Nazi-Barbarei und die Verbrechen des Antisemitismus. Für viele Großen der deutschen Kulturgeschichte war die Nation eine sprachlich-kulturelle und keine politische Größe. Der Begriff des Patriotismus hat aber – jedenfalls nach meinem Verständnis - nur Sinn, wenn man ihn als Verbundenheit mit einer politischen verfassten Nation und als Ausdruck der Verantwortung für den Charakter und die Realität der politischen Verfassung begreift, die diese Nation sich gegeben hat und in der sie lebt. Dennoch meine ich, mit meiner Ausgangsbehauptung auf einen wesentlichen Aspekt unserer gegenwärtigen Auseinandersetzungen um die deutsche Sprache hingewiesen zu haben. Für viele ist heute eine gleichgültige Haltung zur deutschen Sprache der modische Ausdruck ihrer Distanz zu Deutschland insgesamt, auch zu seiner Freiheits- und Humanitätstradition. Und da inzwischen Mut dazu gehört, für die deutsche Sprache einzutreten, zeugt der Abschied vom Deutschen nicht selten von nichts anderem als einem schamlosen und bequemen Opportunismus.